



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



— Still, still, Rudolf! Papa spricht die Ohren . . .
— Ah, hat Papa die Ohren hinten?

Etwas über Liebe.

Mauderei von Jean qui rit.

Sie haben sich stark verspätet und scheinen froher Laune zu sein, mein Freund, sprach die schöne Frau von Auerheim zu ihrem Anbeter, dem Uhlanen-Rittmeister v. Wittet, als er in ihren Salon trat. Und mit dem Lächeln jener Frauen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, ihren Liebhaber eines eingebildeten Frevels zu zeihen, um sich an seinen verzweifelten Unschuld-Bethuerungen zu weiden, fügte die schöne Frau hinzu: Sowohl, Sie scheinen aufgeräumt; gewiß haben Sie mich hintergangen.

— Sie hintergehen, meine Theuerste? Sucht man nach Juwelen, wenn man das Glück hat, den kostbarsten Demant der Welt zu besitzen? Nein! . . . Doch ehe ich Ihnen erzähle, was mich so heiter stimmt und weshalb ich mich verspätet habe, will ich Sie fragen, theure Klotilde: Sind Sie noch immer der Meinung, daß eine Frau nur einen Mann wahr und ehrlich lieben könne?

— Gewiß, das ist meine Ueberzeugung! Sie wissen es ja, Bösewicht! Die absolute, vollständige, hingebungsvolle Liebe kann man nur einmal empfinden. Das Herz einer Frau ist ein Geschenk, das sie nimmer zurücknimmt, wenn sie es einmal hingegeben. Die Liebe wäre unsittlich, wenn sie nicht einzig wäre.

— Ach, meine Theure, lassen Sie mich aus mit der landläufigen Moral in der Liebe! Fürwahr, sie hat sich völlig abgenüßt und es wäre die höchste Zeit, daß die Gesellschaft sich eine andere zurechtmache; denn sie steht im Widerspruche mit der Moral der Natur und setzt sich einfach aus Gewohnheiten und Vorurtheilen zusammen. Meine Erfahrungen . . .

— Hüten Sie sich vor Ihren Erfahrungen, lieber Ludwig! Dieselben sind gar bedenklicher Natur! . . .

— Seien Sie unbesorgt, meine Theuerste! Meine Liebe für Sie ist mir Dasjenige, was die gläserne Maske dem Chemiker, der mit Giften hantirt. Aber um das wirkliche Herzensleben kennen zu lernen, muß man es bei Frauen studiren, die ein freies Leben führen und daher keine Vorurtheile kennen. Dies habe ich soeben wieder gethan, indem ich aus einer Kopfbürste Haare ausklaubte, was auch die Ursache meiner Verspätung ist . . .

— Wie? was? Ich verstehe Sie nicht. Was hat die Liebesmoral mit Ihrer Kopfbürste zu schaffen?

— Hören Sie nur meine Geschichte. Sie kennen Auguste Klattich, die kleine Naive vom Wiedener Theater. Sie haben in Ihrer Weisheit mir gestattet, mit Augusten die Freundschaft von ehemals nicht abzubrechen; Sie dürfen unbedenklich diese Nachsicht üben, denn ich und Auguste, — wir sind einander längst nichts mehr als gute Freunde. Ich mache ihr denn von Zeit zu Zeit meinen Besuch und habe heute wieder bei ihr vorgespochen, weil ich hörte, daß der Armsten ein schweres Unglück zugestoßen sei. Auguste hatte seit drei Jahren einen großmüthigen und lebenswürdigen Beschützer, den Bankier Schellenberg. Dieser Schellenberg ist in Folge

unglücklicher Speculationen zugrunde gegangen und hat sich gestern eine Kugel durch den Kopf gejagt. Auguste liebte diesen Mann sehr; ich fand sie in Thränen aufgelöst und im Hemde . . .

— Wie, im Hemde?

— Ja, meine Theuerste, denn der wahre Schmerz kennt keine Scham. Als Auguste mich erblickte, fiel sie mir um den Hals und begann von Neuem bitterlich zu schluchzen. In der Hand hielt sie eine Kopfbürste. Ich dachte, daß sie im Begriffe sei, sich zu kämmen, sagte ihr einige Worte des Trostes und bat sie, sie möge nur fortfahren, ihr Haar zu ordnen.

— Nein, ich kämme mich nicht, sprach sie mit verlegenem Erröthen; ich sammle nur die Haare des armen Schellenberg; Dies war seine Kopfbürste. Diese Haare sind Alles, was mir von ihm übrig bleibt; ich will eine kleine Flecte daraus machen und sie in einem Medaillon auf meinem Herzen tragen.

Sie wissen, meine Theure, daß ich über Dinge, die in der Liebe ihren Ursprung haben, niemals lache, und wären sie sonst auch noch so albern. Ich bewahrte denn meinen vollen Ernst und begann Augusten bei ihrem pietätvollen Thun zu helfen und die Haare des armen Schellenberg aus der Kopfbürste auszuklauben.

Doch Auguste, die über meine Ungeschicklichkeit schon gelächelt hatte, hielt plötzlich inne, warf die Kopfbürste weg, stürzte sich abermals in meine Arme und rief mit herzerzeigendem Schluchzen:

— Ach, wie unglücklich bin ich! niemals werde ich sie unterscheiden und von einander sondern können!

Sie begreifen, Theuerste, daß diese Worte mich stutzig machten. Auf mein Befragen erklärte mir nun Auguste, die kleine Naive vom Wiedener Theater, ohne Ziererei und mit rührender Offenheit, daß sie den armen Schellenberg angebetet habe, zugleich aber — „sie wisse selbst nicht warum“ — auch Herrn Wastel, ersten Helden des Residenz-Theaters, anbetete, daß Herr Wastel ebenfalls blondes Haar habe und daher beide Herren, Schellenberg und Wastel, eine und dieselbe Kopfbürste benützt hätten.

Sie werden zugeben, daß der Kasus ein heikler war. Die Haare des Herrn Schellenberg mit den Haaren des Herrn Wastel in einer und derselben Gruft ihres Medaillons zu vermengen: dieser Gedanke war ihrem zarten Herzen unerträglich. Ich machte mich denn daran, die Haare von einander zu sondern; allein, wie gesagt, die beiden Herren hatten ganz gleiches, blondes Haar von demselben Ton, derselben Feinheit, derselben Länge. Plötzlich kam mir ein genialer, rettender Gedanke. Herr Wastel ist, wie Sie wissen, ein sehr hübscher Mensch, aber die Zeit, da die Damen der Residenz für ihn schwärmten, hat er längst hinter sich.

— Färbt er nicht sein Haar? rief ich aus.

— Ich denke, ja, erwiderte Auguste.

— Nun wohl, Wasser her, Salz und Essig, wir wollen die Haare einer Probe unterwerfen. Und nun ging's an ein Waschen, Reiben und Trocknen und nach einer halben Stunde hatten wir es glücklich zuwege gebracht, die echtblonden Haare des Herrn von Schellenberg von den graublonden des Herrn

von Wastel zu sondern und die arme Auguste wird nun die Flechte des verstorbenen Geliebten ohne jede Fälschung besitzen.

— Und die Moral Ihrer Geschichte?

— Nur Geduld. Wie? fragte ich Auguste; — Sie liebten Herrn Schellenberg und betrogen ihn mit Herrn Wastel?

Und nun erzählte sie mir unter einem neuerlichen Thränenstrom die Geschichte ihres Herzens. Sie liebte sie wahrhaft und ehrlich, alle Beide. Sie würde sich für die Letzte der Verlorenen angesehen haben, wenn man sie mit einem zweiten Bankier oder einem zweiten Schauspieler ertappt hätte. Aber, mein Gott, das Herz hat zwei Thüren: die eine für die Kunst, die andere für die Finanzen. Was kann sie dafür, wenn in dieser Welt Alles doppelt ist und wenn es ebenso schön ist, einen Andern zu Danke zu verpflichten, wie selber dankbar zu sein? Sie sagte Aldies nicht so klar; aus ihrem Stottern konstruirte ich ihr ihren Seelenzustand. Gesehen Sie nur, theure Emilie, daß ich das Richtige getroffen habe und daß Ihre Theorie durch die Praxis bedenklich erschüttert wird.

Die schöne Frau reichte ihm die Hand und sprach mit einem feinen Lächeln:

— Wie, mein lieber Ludwig, wenn ich mir eines Tages Ihre Philosophie zunutze machen wollte?

Fragen und Antworten.

Fr. Was ist am schwersten zu sagen?

A. Ich liebe Sie nicht mehr.

*

Fr. Wann hat die Kindheit ein Ende?

A. Wenn man sich um den morgigen Tag kümmeret.

*

Fr. Welches ist die beste Stelle?

A. Diejenige, die man hat.

*

Fr. Welcher Unterschied besteht zwischen zwei Frauen?

A. Wenn sie mir gleichgiltig sind: gar keiner.

*

Fr. Was ist ein großer Mann?

A. Ein von den Umständen Verhäufschelter.

*

Fr. Woher kommt das Glück?

A. Aus einem Sacke, der unerschöpflich ist, wenn man ihn in der Hand hält.

*

Fr. Was ist der größte Muth bei einer Frau?

A. Weinen, wenn sie allein ist.

*

Fr. Was ist die Bescheidenheit?

A. Eine allzu große Meinung von den Verdiensten Anderer.

*

Fr. Was ist das beste Mittel, Herz und Verstand zu verbinden?

A. Sich durch das erstere nicht zu stark fortreißen, durch den letzteren nicht zu stark zurückhalten zu lassen.

*

Fr. Was entbehrt man leichter zu Zweien, als allein?

A. Den Schlaf.

Die Waise aus Berlin.

Humoreske von Hermann Grabert.

I.

Es war vier Uhr Nachmittags, als der junge Baron Hugo von Pankowitz bei Frau von Kniesel answirte, einer mittelalterlichen Dame, die sich eifrigst bemühte, ihn zu beweißen. Man trank gerade Kaffee. Hugos schüchterne Braut war natürlich zugegen und schenkte den wenigen Gästen sehr grazios ein.

„Meine Herrschaften!“ rief der Baron von Pankowitz, nachdem er die Tasse ausgeschlürft, welche Alida, seine blonde Verlobte, ihm gereicht, „ich muß Ihnen eine köstliche Geschichte erzählen — ich lache jetzt noch darüber.“

Die Anwesenden näherten sich Hugo.

„Erzählen Sie,“ sagte Frau von Kniesel mit einer würdevollen Geste.

„Ich komme vom Gericht,“ begann der Baron.

Die Zuhörer sahen sich verblüfft an.

„Nicht doch!“ ergänzte Hugo, „ich komme daher — als Zuschauer.“

„Ah, das lasse ich mir gefallen! Man muß sich nur immer deutlich ausdrücken,“ meinte Frau von Kniesel.

Hugo fuhr fort:

„Die Geschichte ist zu famos! Eine Heirathsvermittlerin wurde verdonnert.“

„Eine Heirathsvermittlerin?“ sagte Frau von Kniesel mit Würde; „erklären Sie sich, Baron —“

„Ja, meine Gnädige, aber keine jener hingebenden und gefälligen Damen, die aus purer Gutherzigkeit ihre Nächsten einander näher bringen und ihnen auf diese Weise eine wünschenswerthe Verbindung erleichtern.“

Frau von Kniesel geruhte, das Haupt leicht zu neigen.

„Danke, lieber Baron! Sie wissen doch einen Unterschied zwischen Denen zu machen, die sich aufopfern, und Denen, die nur eine Gelegenheit zum Gelderwerb suchen. Wenn ich mich damit abgebe, meine Mitmenschen zu verheirathen, so thue ich es nur aus Humanität!“

„Versteht sich. Denken Sie sich aber, daß es Leute gibt, die dumm genug sind, sich an schamlose Frauenzimmer zu wenden, die ihnen reiche Erbinen versprechen — und junge Dinger ohne alles Kapital aufhängen.“

„Was Sie sagen!“

„Jene Einfaltspinsel sind nicht zu beklagen, sie verdienen's nicht besser.“

„Ich bin entzückt, diese Ansichten von Ihnen zu hören.“

„Ja, derartige Fälle müssen von Zeit zu Zeit verhandelt und bekannt werden, damit die Dummen nicht auf Abenteuerinen hören und sich vor reichen Erbinen hüten.“

Frau von Kniesel klatschte in die Hände.

„Bravo, Baron! Bravo, junger Mann! — Bleiben Sie bei dieser Ansicht, und ich stehe Ihnen dafür, Sie wird man niemals beschwindeln.“

„Ohne Sorge. Ich führe ja bald meine Alida heim.“

„Die vater- und mutterlose Waise.“

„Reizendes kleines Geschöpf.“



— Süßer Alfred! Das ist das trante Plätzchen,
wo wir vor sieben Jahren . . .
— . . . einander nicht hätten kennen lernen sollen!



— Wirft Du mir auch treu bleiben, Betty, während
ich fort bin?
— Bitte, was die „Gnädige“ kann, Das kann
ich auch.

„Und eine Million Mark Mitgift.“
„Sehr hübsches Sümmchen.“
Nicht lange, so verläßt Frau von Kniesel mit ihren
Gästen den Salon, und Hugo von Pantowis ist nun mit
Fräulein Alida allein.

II.

„Endlich!“ murmelt der liebeheiße Baron. „Jetzt, wo
diese lästigen Menschen fort sind, wollen wir nur an uns
denken.“

„Ja — haben Sie auch an meine Ohrringe gedacht?“

„Versteht sich — hier!“

Hugo zieht ein Schmuckkästchen hervor. Nachdem Alida
den Inhalt besichtigt, sagt sie:

„Sehr chic! — Das haben Sie wohl theuer bezahlt?“

„O! Was thäte man nicht, um Ihrer und Ihrer Liebe
werth zu sein?“

„Hören Sie mal, Hugo, die Ohrringe kosten Sie in
den zweitausend, wie?“

„Ich weiß nicht.“

Alida besieht sie genauer.

„Doch — ich möchte darauf wetten.“

„Was wetten Sie?“

„Der Gewinner soll den Preis bestimmen.“

„Gut denn. Sie haben verloren — die Ohrringe kosten
zweitausendfünfhundert. Darf ich sie in Ihre Dehrchen stecken?“

„Wenn Frau von Kniesel sie sähe! — Ich will sie doch
lieber in meine Tasche stecken —“

„Wie Sie wünschen,“ sagt Hugo etwas stusig; „übri-
gens habe ich die Wette gewonnen.“

„Aber gewiß.“

„Wohl an. Alida, ich will, ich fordere, daß Sie sich
meiner endlich erbarmen.“

„Pardon, mein Freund,“ fragt die Kleine sanft, „was

verstehen Sie denn eigentlich darunter, daß ich mich Ihrer
endlich erbarme?“

„Ich verstehe darunter — nun, ich verstehe — was
man darunter eben versteht! Ah, Sie wissen ganz gut, was
ich meine!“

Frau von Kniesel war nicht da, der Baron empfand tu-
multuarische Begierden und Fräulein Alida war sehr willfährig.
Alidies veranlaßte unseren Helden, seiner Schönen den Tribut
der Anerkennung ihrer unwiderstehlichen Reize zu zollen.

III.

Am andern Tage nahm Hugo Frau von Kniesel beiseite
und sagte ihr, sein Monocle einlenkend:

„Hören Sie mal, Sie haben mich ja zum Narren gehabt?“

„Was soll das heißen?“ fragte Frau von Kniesel.

„Ich bin kein Freund von vielen Worten und gehe nie
auf indirektem Wege.“

„Recht so, junger Mann.“

„Darum werde ich auch den kürzesten Weg einschlagen.“

„Und der wäre?“

Hugo wies mit einer energischen Geberde nach der Thür.

„Kann?“ rief Frau von Kniesel — „Sie schnappen ab?“

„Allerdings.“

„Und Ihre Braut?“

„Braut?“

Der Baron lachte hell auf.

„Ich meine Alida.“

„Die mögen Sie an Zahlungsstatt behalten.“

„Was?“

„Ja, wir haben — sehr intim mit einander geplaudert.“

„Sehr intim? — Pasterhafter Jüngling, das soll Ihnen
theuer zu stehen kommen —“

„Schwerebrett!“

„Die Unschuld selbst zu verführen!“

„Unschuld — ach Herrjeh!“

Damit steuerte Hugo rasch der Thür zu. Frau von Kniezel lief ihm aber nach.

„Herr Baron,“ sagte sie, „geben Sie wenigstens zwanzig Mark.“

Hugo that ein Uebrigcs und warf ihr ein Goldstück vor die Füße; als er die Treppe hinabging, begegnete er in dem Hausflur einem jungen Mann, der ihn mit erregter Stimme fragte:

„Entschuldigen Sie — wohnt hier Frau von Kniezel, die eine heirathsfähige Nichte hat?“

„Im dritten Stock,“ erwiderte Hugo.

Auf der Straße sagte er sich dann:

„Die Dummen werden wahrhaftig nicht alle! — Frau von Kniezel! — Was für 'ne abgefeymte Schwindlerin! — Doch mich betrügt man nicht. — Jetzt zu Frau Trolken — die hat 'ne hübsche Mündel und will sie an den Mann bringen.“



Abfuhr.

Ich bin ein alter, bemooster Student,
Der Schläger blüht in der Faust;
Die Hiebe sitzen, die Wunde brennt,
Wenn er die Luft durchsauft.

Mensuren schlug ich sonder Zahl,
— Hab' Alle abgeführt —
Doch unlängst ward ich, welche Qual!
Recht gründlich 'mal geschmiert.

Ich kam und sah die schönste Maid,
— Jedoch ich siegte nicht. —
Ich frug davon viel Herzeleid,
So wunderbar sie sich.

Die Augen schlugen Terz und Quart,
Ihr Lächeln Prim, Sekund;
Auch keine Finte blieb erspart
Von ihrem Rosenmund.

Zwei kleine Grübchen in der Wang',
Ein drittes in dem Kinn.
Vor solchen Waffen ward mir bang,
Auch schwer berauscht mein Sinn.

Darum gelang kein einz'ger Hieb
Mir, — 's war das erste Mal;
Die Gegenwehr schien unterblieb
Im weiten, hellen Saal.

Ich bin ein alter, bemooster Student,
Am Schläger wird nicht mehr gerührt.
Der Schmitz im Herzen sitzt und brennt:
„Totaliter abgeführt.“

Kri-Kri.

Zwei Ehemänner.

Von Th. de Banville.

Zwei intime Freundinnen, die Gräfin von Latil und Madame Marie von Cherfix hatten an einem und demselben Tage, in einer und derselben Stunde geheirathet. Als sie die Kirche verließen und sich zum Abschiede küßten, gaben sie einander das Versprechen, einen lebhaften Briefwechsel zu unterhalten. Doch das Versprechen war bald wieder vergessen und es verflossen sechs Jahre, ohne daß sie einander auch nur ein Wort geschrieben hätten. Eines Morgens jedoch traf die Gräfin von Latil auf einem Spaziergange im Park Monceau ganz unvermuthet ihre ehemalige Freundin Frau von Cherfix, die nach der Hauptstadt gekommen war, um einige Tage daselbst zuzubringen. Die Freude des Wiedersehens war groß und ohne irgend eine Entschuldigung gelten zu lassen, führte Louise ihre Freundin sogleich mit sich nach Hause. Als sie in dem kokett eingerichteten Boudoir der Gräfin es sich bequem gemacht und die ersten vertraulichen Geständnisse ausgetauscht hatten, ließ die Gräfin den Bitterkeiten ihres Herzens freien Lauf.

— Ach, meine Theure, welch' ein schlechter Spaß, welch' eine Mystifikation ist doch die Ehe! Wenn man es im voraus wüßte, wie würde man alles Andere der Ehe vorziehen, wie würde man tausendmal lieber Nonne, Erzieherin, Klavierlehrerin, was weiß ich? werden! . . . Denn leider sind ja alle Ehemänner aus demselben Teige geknetet . . .

— Oh, nicht ganz! warf Frau von Cherfix dazwischen.

— Ach ja, ich begreife Dich; Du bist wahrscheinlich noch viel unglücklicher als ich. Du hast ganz einfach einen Koloss zum Mann bekommen, den man für Eintrittsgeld sehen lassen könnte, einen Riesen, der Hufeisen zerbricht, wie der Marschall von Sachsen, ohne aber ein Schlachtengewinner zu sein. Und dieser Athlet hat sich mit Dir in die Tiefen der Provinz zurückgezogen, in ein Gebirgsland, wo die Damen aus purer Sparsamkeit hölzerne Hemden tragen . . .

— Mein Mann ist stark, das ist wahr, sprach Frau von Cherfix; — aber ich beklage mich nicht darüber.

— Ich begreife, Du hast Dich in Dein Schicksal ergeben. Ich bin wenigstens eine Hauptstädterin geblieben, glänze, mache eine schöne Figur, bin beneidet. Aber, wenn Du in mein Innere schauen könntest! Als der Graf Latil um meine Hand warb, war er reich, ein glücklicher Don Juan, ein guter Gauzeur und ich ward von einer Menge Damen, von alten und jungen, beneidet.

— Ich denke: mit Recht.

— Ach, Theuerste, ich sah alsbald, daß welke Früchte mein Theil geworden; einen Schatten, einen Wahn, einen Komödianten, einen Charlatan habe ich geheirathet. Im Salon, im Club, in der Theaterloge ist er aufgeräumt, heiter, elegant, ein junger Gott; aber so wie wir zuhause und allein sind, ist er alt, müde, krank, traurig, langweilig und gelangweilt. Da ich kein Kind habe und wahrscheinlich auch keines haben werde, frage ich mich vom Morgen bis zum Abend, was ich eigentlich hier auf Erden suche.

— Dein Mann ist ja ein wahres Ungeheuer! rief Frau von Cherfix.

— Ganz so wie der Deinige und wie alle anderen Ehemänner. Meine einzigen guten Tage sind noch diejenigen, an welchen der Graf sich dazu aufrafft, mit mir zu zanken, sich zu erzürnen, denn dann gibt es wenigstens eine Versöhnung zwischen uns. Ach, diese Versöhnungen waren auch früher nicht sehr häufig; in der letzten Zeit sind sie leider immer seltener geworden, so daß ich sie sehr leicht zählen kann.

— Meine arme Louise! rief Frau von Oberfir mit leichtem Errotthen aus, — vergib, wenn ich Dir die Augen öffne, aber Deine trübselige Erzählung zeigt mir erst recht, wie glücklich ich bin! Ein einziges Wort wird es Dir erklären. Du sprichst von den Versöhnungen als von dem einzigen Guten, das Dir noch geblieben und Dir so selten zutheil wird. So erfahre denn, daß wir — ich und mein Mann — niemals zanken, uns aber dennoch jeden Tag versöhnen.

— Jeden Tag? ohne Ausnahme?

— Ohne Ausnahme; an manchen Tagen sogar wiederholt. Mein Mann ist schon so.

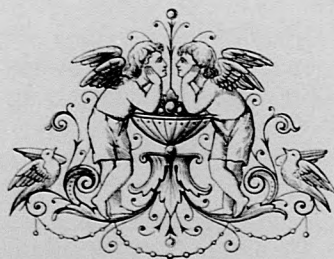
— Ah, großartig! Und leihst Du ihn nicht aus?

— Unter keiner Bedingung; und was noch besser ist: er selber leiht sich nicht aus. Er ist ganz einfach ein treuer Ehemann; er hat nur Augen für mich. Du sagst, er sei kein Schlachtengewinner, aber er hat in der Armee gedient wie jeder Andere und sich in Algier so manches Loch in der Haut geholt. Du sagst, er zerbreche Hufeisen und ich sage Dir: es ist nicht so übel zu wissen, daß man von dem Manne, an dessen Seite man lebt, wohl behütet und geschützt ist. Ich habe vier gesunde, kräftige Kinder; diese zu nähren und zu kleiden, zu hegen und zu pflegen, zu lieben und zu Herzen: Das gibt zu thun genug. Und ich hoffe noch mehr Kinder zu bekommen. Unsere Mittel erlauben uns Das. Wir haben in schlechten Jahren eine sichere Bodenrente von 200,000 Francs und leben da unten, in unserer Provinz sehr angenehm. Wir essen gut und viel und trinken die besten Weine; wir halten mit unseren Nachbarn gute Freundschaft und sind allezeit munter und guter Dinge. Alldies will nicht sagen, daß wir wie die Indianer dahin leben; wir machen gute Musik und lesen gute Bücher, bis die ersehnte Stunde der — Versöhnung kommt. Doch genug! es ist Zeit, daß ich gehe, mein Mann erwartet mich schon.

Und sie sprang auf, schloß die Gräfin in ihre Arme und eilte davon.

Louise blickte ihr träumerisch nach; ihr war's, als hätte sie eine Bissen gehabt, die nun wieder zerstoßen und zerflattert ist.

— Jeden Tag und an manchem Tag auch zu wiederholten Malen! flüsterte sie voll Neid und Bewunderung vor sich hin.



aviar-Schnitten.

Arztlicher Rath.

Schüchtern und verlegen tritt eine junge Frau in das Ordinations-Zimmer des Doctors Z. Aus ihren vorsichtig und zögernd vorgebrachten Aeußerungen merkt der Arzt, daß sie seinen Rath hören wolle, wie sie ihrer großen Fruchtbarkeit Einhalt thun könnte. Er zuckt die Achseln, wie einer, der nichts zu sagen hat, und meint endlich, sie möge es mit einem kalten Bade versuchen, so oft sie von ihrem Gatten einen Beweis seiner Liebe empfangen hat.

— Ich danke Ihnen recht schön! ruft die junge Frau; — jede Nacht sechs kalte Bäder! . . .

*

Wohl begründet.

In der Kreisstadt N. trifft eine fahrende Schauspieler-Truppe ein und es soll noch am nämlichen Abende gespielt werden. Der Direktor appellirt in seiner Affiche an die Rücksicht des Publikums und sagt unter Anderem: Nach einer 20-stündigen Reise treten wir vor das hochgeehrte Publikum und morgen mit dem Frühesten soll die Reise fortgesetzt werden; man wird es daher natürlich finden, daß die erste Liebhaberin, Fräulein Coralie in der Verführungs-Scene des dritten Aktes nur schwachen Widerstand leisten wird. . . .“

*

Familienstolz.

Ein junger Ehemann läuft wüthend zu seiner Schwiegermutter, um ihr die heftigsten Vorwürfe zu machen.

— Madame, Sie haben mich schändlich betrogen! schreit er, — denn Ihre Tochter war keine Jungfer.

Stolz und würdevoll richtet die Schwiegermutter sich auf und erwidert:

— Natürlich, mein Lieber; das hat es in unserer Familie auch niemals gegeben.

*

Fürsorglich.

Ein neuvermähltes Ehepaar tritt seine Hochzeitsreise an. Auf dem Perron angekommen beginnt das junge Frauchen zu laufen.

— Es ist Zeit, Liebste, das war das erste Läuten . . . bemerkt der Mann.

— Ja, aber wir werden später kein separates Coupé bekommen.

*

Kleine Geständnisse.

Eine seit zwei Wochen verheirathete junge Frau fragt ihren Mann mit zärtlichem Streicheln:

— Sag' mir aufrichtig, liebes Männchen, wie viel Kinder hast Du schon?

— Das ist aber eine merkwürdige Frage!

— Sag' mir's, dann will ich Dir's auch sagen.



Josefine.

Du gefällst mir, dicker Engel
 Und ich möcht' Dich gern vergolden,
 Möcht' in Edelsteine fallen
 Deine Blicke, Deine holden!

Bauen möcht' ich Dir ein Denkmal,
 Das die Welt sollt' ewig haben
 Und dazu im Steine möcht' ich
 Hülfbar die Worte graben:

„Senket ehrfurchtsvoll die Blicke,
 „Menschen, es ist unbeschreibbar,
 „Was dies holde, süße Wesen
 „Für ein treues, dickes Weib war!“

Ignaz Paner.

Pfingstrose.

(14)

Roman von Armand Silvestre.

So wurden die Dinge geregelt im Jahre des Heils 1885, das begonnen hatte und dessen vierter Monat, ein sonnenheller April, die Gärten am Fischerquai zu Corbeil mit Anemonen, Iris und Flieder füllte.

Helene war's, die das Mädchen aus Saint-Cloud abholte; sie wollte es nicht zugeben, daß Maxime sie begleite. Unterwegs trachtete Frau Boisrobin, die Eindrücke Pfingstrose's kennen zu lernen, aber da erfuhr sie nicht viel. Das Mädchen dankte sehr warm für all' die Güte, die sie ihr erwiesen und — Das war Alles. Nun kam Helene auf Maxime zu sprechen. Pfingstrose äußerte sich auch über ihn mit großer Dankbarkeit, aber ohne darüber hinauszugehen. Sie wisse, daß sie ihnen Zweien Alles zu danken habe und sie werde Dies niemals vergessen. Das war eine Sprache voll Offenheit, aber ohne allzu große Zärtlichkeit.

Endlich erschien sie an der Schwelle dieses Hauses, in welches vor mehr als zehn Jahren der Zufall sie unter einem Regen von Champagner und Rosenblättern geschleudert hatte.

Ihre Augen verriethen keine Bewegung bei diesem Wiedersehen; sie lächelte nur bei dem Anblick des Hauses, das sie zuerst im Leben gastlich aufgenommen hatte.

Maxime eilte herbei, als er das Rollen des Wagens hörte. Er war wie geblendet von der strahlenden Schönheit Pfingstrose's, die umgeben von einem Strahlenkranz der untergehenden Sonne ihren Einzug hielt und ihm ein letzter Frühlingstag im Herbst seines eigenen Lebens dünkte. Sie trug einen Strohhut, mit wilden Rosen gepuzt, und ein hellgraues, blaugestreiftes, leichtes Kleid, das in seiner geschmackvollen Einfachheit ihr zum Entzücken saß. Sie warf sich in seine Arme und er ließ einen Augenblick seine Lippen auf ihrer Stirne ruhen.

Als bald eilte auch Herr Boisrobin herbei, so rasch, als sein Väcklein es ihm gestattete.



— Ah, Du bist's, Kleine! rief er. Es ist hübsch von Dir, daß Du Diejenigen nicht vergiffest, denen Du Alles zu danken hast. Was wäre aus Dir geworden, wenn mein Haus Dich nicht gastlich aufgenommen hätte? Aber ich bin nun einmal so. — Nun wandte er sich an Helene: — Liebste, ich habe Dich schon oft gebeten, meine Taschen zu untersuchen ehe meine Kleider ausgebürstet werden. Mir fehlen wieder meine Notizen zu der großen Rede, die ich über die Zuckerkrise halten will; sicherlich sind sie herausgefallen. Dagegen hat man irrthümlicher Weise diese Briestafche voll mit getrockneten Blumen in meinen Ueberrock gesteckt. Die Briestafche gehört wahrscheinlich Ihnen, lieber Maxime.

Maxime übernahm nicht ohne Verlegenheit die Briestafche, die in der That ihm gehörte und die ein jetzt vertrocknetes

Blumensträußchen enthielt, welches Helene ihm vor einigen Tagen gegeben hatte.

— Ich habe nicht Zeit, mich mit Botanik zu befassen, wie Sie, schloß der Staatsmann Boisrobin mit einem triumphirenden Lächeln.

— Das nennt er Botanik, dachte Helene, die ein leises Lachen nur schwer unterdrücken konnte.

Herr Boisrobin kehrte in sein Arbeitstabinet zurück, ohne sich um Pflingstrose weiter zu kümmern.

Das Mädchen ward in einem Zimmer untergebracht, welches an dasjenige der Hausfrau stieß. Anlässlich der Wiederkehr Pflingstrose's wurden Herr und Frau Bésinier zum Mittagessen geladen. Die armen Leute waren schon recht alt und gebrechlich. Frau Bésinier war ebenfalls ganz taub geworden. Ein Gespräch zwischen den beiden Ehegatten war das Ergößlichste.

— Du hättest sie gewiß nicht erkannt, sprach Frau Bésinier zu ihrem Gatten gewandt, indem sie auf das Mädchen zeigte.

Herr Bésinier bildete sich seltsamerweise ein, daß man ihm Gontran's Zukünftige vorstelle. Er verneigte sich vor dem Mädchen und sprach mit sehr viel Respekt:

— Mein Fräulein! es wird mir eine große Ehre sein, Ihnen als Trauzuge zu dienen.

Im Laufe des Abends kamen auch Herr und Frau Wivrevent, um ein Glas Himbeerwasser zu nehmen. Herr Wivrevent nahm den Hausherrn bei Seite, um ihm in aller Stille eine Nachricht mitzutheilen, welche Herrn Boisrobin erbleichen machte. Bourichon war nämlich amnestirt worden und in Corbeil eingetroffen.

— Oh, wie schwach ist doch diese Regierung! rief Boisrobin schmerzlich aus. Ich wäre für ein Regime der eisernen Faust!

XI.

Der Sommer verhiess ein herrlicher zu werden. Maxime pflegte scherzweise zu sagen: „Pflingstrose hat uns die Sonne gebracht.“

Helene hatte die Lebensweise im Hause genau geregelt. Maxime ging zeitig Früh in sein Atelier hinauf, während die beiden Damen sich im Haushalte zu schaffen machten, weil Helene versichert hatte, Pflingstrose zu einer tüchtigen Hausfrau bilden zu wollen. In Maxime war mehr als je das Streben nach Ruhm erwacht; er hoffte, daß ein Abglanz davon auf der sanften Stirne zurückbleiben werde, die er an einem schönen, für ihn unvergeßlichen Tage so heiter getauft hatte. In den Gestalten, die er skizzirte, lebte das Bild des jungen Mädchens wieder auf, nicht mit der Genauigkeit der Portraits, aber durch ein unbestimmbares Element der Aehnlichkeit, welches Helene zuerst auffiel. Pflingstrose lachte nur, wenn Helene ihr davon sprach.

— Nur Ihre Güte sieht mich so, sprach sie dann; ich bin nicht so schön.

Diese Wahrnehmung Helenens schüchtern Maxime einigermaßen ein und es geschah oft genug, daß er, wenn er Frau

Boisrobin kommen hörte, das skizzirte Gesicht wieder auslöschte, ohne selber zu wissen, weshalb er es that.

Beim Frühstück fanden sich die Hausgenossen zusammen. Hier frante der Deputirte am liebsten seine Dummheiten aus; aber Niemand achtete auf ihn. Helene war an sein Geschwätz gewöhnt, so daß er sie nicht belästigte; Maxime warf aus Höflichkeit hie und da eine Bemerkung ein. Pflingstrose war von den Farben der neuen Kirichen und Pflaumen entzückt. Sie nahm jetzt mit großem Eifer ihre ersten Lektionen bei Maxime. Nach dem Frühstück fand sie sich in seinem Atelier ein und kopirte unter seiner Anleitung Blumen- oder Fruchtstücke. Maxime sah mit großer Freude, daß seine Schülerin Talent zur Malerei habe. Pflingstrose hatte jenen richtigen Blick für das Natürliche, der nicht erlernt werden kann. Schon ihre ersten Versuche zeigten jenen Charakter der Unmittelbarkeit, ohne welchen es keine wahre Kunst gibt. Mit triumphirender Miene hingelte Maxime Pflingstrose's erstes Pastellgemälde am schönsten Platze des Ateliers auf. Es war ein Blumentopf mit Geranien und er bewunderte die Arbeit mit einer Naivetät, welche auf jede ästhetische Kontrolle verzichtete.

— Welch' ein schöner Ton! rief er vor diesem noch unbeholfenen Croquis aus, in welchem sich schon jene Vorzüge ankündigten, welche den guten Koloristen kennzeichnen.

Und während sie still und ernst, über die Staffelei geneigt, bei der Arbeit war, stand er hinter ihr und folgte jedem Zug ihres Stiftes, jedem Pinselstrich. Doch seine Gedanken waren weniger bei dieser Arbeit, als er vielleicht selbst es glaubte. Denn was er zunächst und vor Allem bewunderte, war dieses reizende Kind, das in einem scheinbaren Vergessen jeder Koketterie hier arbeitete. Ach, wenn die Frauen den Reiz kennen würden, welchen dieses Abstreifen der Gefallsucht ihnen verleiht! Mit einer Art grauer Blause bekleidet, welche ihr das Aussehen einer Pensionärin gab, schien Pflingstrose doppelt anmuthig. Auf einem Tabouret sitzend und zur Arbeit vorgebeugt, gewann ihr schlanker und schuiger Körper eine leichte und zugleich straffe Haltung. Weder gesteierte Röcke waren da, noch eine Tournure, um sich mit ihrer Lüge in die versüßeriße Wirklichkeit ihrer plastischen Formen zu mengen.

Besonders wenn Helene nicht da war, weidete sich Maxime an diesem Bilde, ohne es sich zu gestehen. Mit immer wachsender Ungeduld sah er dieser Stunde des Tages entgegen. Pflingstrose müsse länger arbeiten, sagte er, denn sie müsse schneller ans Ziel gelangen, als Andere und müsse schon im nächsten Salon ausstellen. Sie lächelte nur, wenn sie ihn so reden hörte, aber heimlich war auch in ihr der Ehrgeiz erwacht, zu einigem Ruhme zu gelangen und wenngleich sie die Bescheidene spielte, hatte sie doch das Bewußtsein von der Gabe, die sie von der Natur empfangen.

Die Abende waren besonders lieblich, jene langen Abende, die einer Lieblosung der abgekühlten Atmosphäre gleichen, wenn noch ein blutrothes Band den Himmel einsäumt und die ersten Sterne gleich erwachenden Neuglein zu blinzeln beginnen.

(Fortsetzung folgt.)